

Martin Meißner

*Die Flöte
mit dem
underton*



Impressum

Martin Meißner

Die Flöte mit dem Wunderton

ISBN 978-3-86394-212-0 (E-Book)

Die Druckausgabe erschien erstmals 1987 bei Der Kinderbuchverlag Berlin

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

Foto: Foto Hille

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

1. Kapitel

Der Junge hieß Sebastian. Er war klein und rundlich und bewegte sich mit kurzen trippelnden Schritten vorwärts. Wenn er mit seinen Eltern die Straße überquerte, hopste er manchmal, um nicht zurückzubleiben, wie eine Amsel im Gebüsch. Aber lieber machte er seine gewohnten kurzen Schritte, die Fußspitzen ein wenig nach außen gedreht.

Der Junge hatte dicke Backen und ein rundes Kinn mit einem lustigen Grübchen darin. Die Haare waren kurz geschnitten. An der linken Schläfe bildeten sie einen Wirbel und ragten wie ein Mützenschirm über die Stirn nach vorn.

Mit fünf Jahren zog Sebastian aus der großen Stadt Magdeburg in das kleine Städtchen Klobenwalde.

Als er den dritten Tag im Kindergarten war, versteckte er sich in der Besennische. Während die anderen Kinder seiner Gruppe duschten, hockte er hinter einem Vorhang zwischen Wischeimern, Kehrblechen und einer Bohnermaschine. Wie das stachelt, dachte er, während die Borsten eines Schrubbers durch seinen Bademantel drangen, weil er sich in dem engen Verschlag nicht vom Fleck rühren konnte. Aber besser dieses Piken, als unter der Brause zu stehen.

Bei einer unvorsichtigen Bewegung stießen zwei hängende Kehrbleche aneinander und verrieten ihn. Er wurde von Hilda entdeckt.

Hilda war die größte Frau im Kindergarten von Klobenwalde. Sie verteilte mittags das Essen, das in Kübeln gebracht wurde, machte sauber und passte nachmittags auf die Kinder auf. Hilda wurde von allen Hilda genannt. Die Eltern sagten manchmal Frau Hilda oder Fräulein Hilda. Die wenigsten wussten, dass sie mit Nachnamen Lüddemann hieß.

»Wer bist du denn?«, fragte sie, als sie den Vorhang zurückzog.

»Sebastian Pröhl.« Er richtete sich zwischen den Eimern auf.

»Was machst du hier?«

»Ich warte.«

»Worauf wartest du?«, fragte Hilda und schaute den Flur entlang.

»Ich bleibe hier, bis meine Gruppe mit dem Duschen fertig ist. Wenn das Wasser nicht mehr rauscht, gehe ich zurück und ziehe mich wie die anderen an.«

»Und du duschst nicht?«

Sebastian zog den Bademantel zu und kreuzte die Arme vor der Brust, als wäre ihm kalt.

Als das Duschen beendet war, wurde der Junge vermisst.

»Sebastian! Sebastian!«, rief Fräulein Lauschert durch den Flur. Sie war seine Kindergärtnerin.

Hilda zog den Vorhang zu und schob Sebastian in die Küche.

»Wo steckt er nur?« Fräulein Lauschert kam näher.

Hilda trat wieder auf den Flur hinaus. Sie hatte ein Geschirrtuch genommen. Sie breitete es aus. Sie knüllte es zusammen.

»Wir haben einen Neuen«, erklärte Fräulein Lauschert. »Er hat sich vor dem Duschen gedrückt.«

»Ach, Sie meinen Sebastian«, sagte Hilda. »Ja, der ist in der Küche. Er hat mir geholfen. Heute gibt es eingelegte Heringe. Wir haben die Gräten herausgenommen.«

Die Kindergärtnerin schaute der älteren Frau ins Gesicht. »Komm mit, Freundchen!«, rief sie in die Küche.

Als Sebastian mit kleinen Schritten und eingezogenem Kopf neben der Erzieherin herging, schaute Hilda ihnen nach.

Mandy, ein Mädchen aus derselben Gruppe, lief den beiden entgegen.

»Er ist wasserscheu, Fräulein Lauschert«, stellte sie entrüstet fest. »Er ist sowieso solch ein Dicker. Kein Wunder, dass er sich nicht abhärten will.«

»Wasser ist eben nass«, bemerkte die Erzieherin.

»Ich dusche gern«, sagte Mandy.

2. Kapitel

Sebastians Eltern waren nach Klobenwalde gezogen, weil seine Mutter Arbeit im größten Betrieb der Stadt angenommen hatte.

Dieses neu erbaute Werk hatte der Junge vor Augen, wenn er aus dem Wohnzimmer nach draußen schaute. Es war das größte Gebäude der Stadt. Am höchsten und breitesten erschien es im Dunkeln. Mit seinen unzähligen erleuchteten Fenstern sah es wie eine riesenhafte viereckige Laterne aus, die angezündet war, um der ganzen Stadt mit ihren Häusern, Gärten und Straßen zu leuchten.

Vom Kinderzimmer aus fiel sein Blick auf den Poggenberg. Das war ein bewaldeter Hügel, der schwarz emporragte und in der Dämmerung genau wie die Fabrik zu wachsen schien, um die angrenzenden Wiesen, Wege und Gräben in Dunkelheit zu hüllen.

Als Sebastian drei Wochen in Klobenwalde lebte, saß er an einem Abend im Wohnzimmer und schlief. Er hatte die Stirn auf den Tisch gelegt. Neben seinem Kopf lag ein blauer Teddy und an der anderen Seite die Puppe Christian. Die Mutter hatte die Puppe Christian selbst genäht. Christian hatte einen flachen Kopf wie ein Eierkuchen und strähniges gelbes Haar aus Schafwolle.

Als die Mutter vom Einkäufen zurück war und ins Zimmer kam, trat sie leise an den Jungen heran. Sie strich ihm über die Haare, die sich aufrichteten und wieder niederlegten.

»Basti«, flüsterte sie.

Er erwachte, hob seinen Kopf und schaute die Mutter mit großen Augen an.

»Warst du lange weg?«, fragte er.

»Nicht sehr lange.«

»Es ist schon dunkel draußen«, stellte er fest. Er rutschte von seinem Stuhl herunter und ging zum Fenster. Dort zog er die Gardine beiseite und schaute nach draußen.

Die Mutter trat neben ihn.

»Wo ist der Baum, Mutti?«, fragte er, indem er sein Gesicht ganz nah an die Scheibe hielt.

»Was für ein Baum, Basti?«

»Wenn ich sonst hier an der Gardine entlanggucke, sehe ich immer einen Baum.«

»Es ist zu dunkel geworden, Basti.«

»Aber er ist doch ganz groß. Er ist größer als unser Haus.«

»Trotzdem.«

»Ist er weg?«

»Wo soll ein Baum hingehen?«, fragte die Mutter.

»Vielleicht hat er Angst allein. Wenn es dunkel wird, geht er zu den anderen Bäumen in den Wald. Morgens kommt er wieder auf seinen Platz in den Wiesen zurück.«

Die Mutter lächelte. »Wer weiß«, sagte sie und setzte sich an den Tisch.

Sebastian dachte an den großen Baum.

Dieser war ihm gleich am ersten Tag aufgefallen. Er fragte seinen Vater nach dem Namen. Aber der war sich nicht ganz sicher. Eine Kastanie wäre es nicht, sagte er. Dazu erschienen ihm die Blätter zu klein. Sie besaßen auch nicht diese langen Schlitzte. Eher konnte es eine Esche oder Erle sein.

»Ich bin Schornsteinmaurer, Basti«, hatte sich der Vater entschuldigt. »Oben von einem Schornstein ähneln sich die Bäume sehr. Wenn wir erst unsere Wohnung eingerichtet haben, dann gehen wir mal hin. Wir pflücken uns ein Blatt ab und gucken auf dem Boden nach, ob Früchte herumliegen. Die Bäume unterscheidet man nach ihren Blättern und Früchten. Bis dahin sagen wir einfach - der große Baum. Was macht es da, ob es eine Esche oder eine Erle oder ganz was anderes ist!«

Sebastian beobachtete, wie auf der Chaussee ein Auto näherkam. Als es um die Kurve fuhr, huschte das Licht der Scheinwerfer über die Wiese. So sah der Junge einen Moment den großen Baum.

»Wer hat auf den Baum aufgepasst, als er noch klein war?«, fragte er die Mutter.

»Keiner«, antwortete sie.

»Und stand er schon an derselben Stelle auf der Wiese?«

»Ja. Wo denn sonst?«

»War da kein großer Baum in der Nähe?«

»Das weiß ich nicht. Aber es ist möglich, dass er allein dort stand«, antwortete die Mutter.

»Ich kann auch allein bleiben«, sagte der Junge. »Wie der Baum, als er noch klein war.«

Die Mutter trat wieder ans Fenster. »Was meinst du damit?«

»Ich meine, der blaue Teddy ist hier. Und Christian. Mit dem blauen Teddy und mit Christian kann ich wie mit den Kindern sprechen. Wir können turnen und basteln und unsere Schuhe schnüren. Und sogar duschen.«

»Das geht nicht, Basti«, entgegnete die Mutter. »Keiner kann allein bleiben. Nicht einmal der alte starke Baum kann es. Sogar er hat sich für die dunkle Nacht zu seinen Freunden in den Wald gestellt.«

»Hat er nicht«, widersprach er. »Als ein Auto vorbeigefahren ist, war er zu sehen.«

»Vielleicht hast du dich getäuscht. Es kann ein Koppelpfahl gewesen sein. Im Dunkeln sieht ein kahler Pfahl manchmal wie ein Baum mit Ästen und Blättern aus.«

Die Mutter legte den Arm um den Jungen und drückte ihn fest an sich. Sie hatte schon gespürt, dass ihn etwas betrübte. Er konnte so lustig lachen, dass alle mitlachen mussten. Aber seit sie in Klobenwalde wohnten, hatte sie sein gackerndes Lachen immer seltener

gehört.

»Möchtest du wieder zu Oma Charlotte und Tanti Lene nach Magdeburg zurück?«, fragte sie.

Er antwortete nicht.

Bevor Sebastian nach Klobenwalde gezogen war, hatte er eine Zeit lang bei Oma Charlotte und Tanti Lene gewohnt. Sie waren Schwestern. Seit Oma Charlottes Mann gestorben war, lebten sie zusammen in einem Haushalt.

Es gab wenig, worin sich die beiden Frauen ähnelten. Charlotte war groß und wog beinahe hundert Kilogramm. Sie hatte eine laute Stimme und sang gern. Lene dagegen war klein und schmal.

Aus ihrem Gesicht schaute eine lange Nase heraus, die eine metallene Brille mit runden Gläsern trug. So ähnelte sie einem Vogel, der ängstlich über den Rand seines Nestes späht. Sie sprach mit leiser, etwas näselnder Stimme, und es klang, als ob sie sich stets über etwas beklagte.

Oma Charlotte und Tanti Lene stritten sich sehr oft. Trotzdem kamen sie nicht ohne einander aus. Wenn die eine verreist war, ging die andere beinahe zu jedem Zug, in der Hoffnung, die Schwester käme früher als vereinbart zurück. Aber schon auf dem Heimweg stritten sie sich wieder.

Nur in einem Punkt bildeten sie eine unbesiegbare Streitmacht. Das war Charlottes Enkelsohn Sebastian, der bei ihnen lebte, bis seine Eltern die neue Wohnung in Klobenwalde bekamen.

In den Kindergarten schickten sie den Jungen sehr unregelmäßig. Wenn sie ihn einmal hinbrachten, trieben sie sich die ganze Zeit in der Nähe herum. Vor Schaufensterscheiben oder hinter einer Litfaßsäule lauerten sie darauf, dass seine Gruppe einen Spaziergang machte.

»Mal sehen, wie er sich freut, wenn wir winken«, sagten sie.

3. Kapitel

In seinem neuen Kindergarten konnte sich Sebastian schwer eingewöhnen. Nur mit Hilda freundete er sich bald an. Während seine Gruppe nach dem Mittagessen zur Abhärtung auf den Hof ging, verdrückte er sich in die Küche und half dort.

»Bist du eine Oma, Hilda?«, fragte der Junge eines Tages, als er einen Tellerstapel zum Küchenschrank trug.

»Nein, Sebastian, ich habe keine Kinder.«

»Kinder?«, fragte er. »Ich wollte wissen, wer zu dir Oma sagt.«

»Du meinst Enkelkinder. Nein, die habe ich auch nicht.«

»Dann hast du auch keine Mutti?«

»Nein, ich bin ganz allein. Ich war immer für mich. Seit mein Vater gestorben ist.«

Sebastian trat an die Heizung und breitete sein Geschirrtuch zum Trocknen aus.

»Dann hast du also einen Vati?«

»Ja. Aber der ist gestorben.«

»Und der hat keine Kinder?«

»Doch, Sebastian. Das bin ich.«

»Hahaa, du sagst Sachen, Hilda!« Der Junge lachte und warf seinen Kopf nach hinten. »Als wenn mein Vati der Vater von Oma Charlotte ist.«

Schweigend fuhren die beiden in ihrer Arbeit fort. Die Teller klapperten, und es gluckste im Spülwasser. Durch die geschlossenen Türen klang wie von ganz weit her das Lärmen und das Lachen der Kinder auf dem Hof.

Sebastian war froh, dass er hier bei Hilda in der Küche sein konnte. Er schaute auf und betrachtete das Gesicht der großen Frau.

»Du siehst schön aus, Hilda!«, sagte er.

Die Frau drehte sich ihm zu und horchte einen Moment. Sie guckte ihn verwundert an. Dann trat sie vor den Küchenschrank und betrachtete in der Scheibe ihr Gesicht. Sie lächelte und strich sich mit der Hand die Haare aus der Stirn.

»Nein, Sebastian«, entgegnete sie dann. »Fräulein Lauschert ist schön. Und deine Mutti. Aber ich doch nicht. Sieh mal meine Nase an. Sie ist zu groß, wie meine Ohren zu groß sind. Vielleicht hast du es schon gemerkt, ich gehe etwas nach vorn gebeugt. So sehen meine Arme länger aus, als sie in Wirklichkeit sind. Und sie baumeln beim Gehen ein bisschen herum.«

Alles an mir ist zu grob. Wie bei einer Figur aus Holz, bei der ein Schnitzer die Geduld verlor und statt mit einem feinen Meißel zuletzt mit der Axt weitergearbeitet hat.«

Sebastian trat näher an Hilda heran. »Ich möchte dich mal streicheln«, sagte er. Er strich mit seiner Hand erst an ihrem Arm herunter, dann streichelte er ihre Wange.

»Du musst es glauben, Hilda«, sagte er. »Du siehst am schönsten aus.«

In Sebastians Gruppenraum gab es drei besondere Winkel, die Fräulein Lauschert durch spanische Wände abgetrennt hatte. Der eine war mit einer Plane überdacht und diente den Kindern als Indianerwigwam, als Höhle oder als Weltraumschiff. Die Mädchen hatten in einer anderen Ecke einen Modosalon, dessen Mittelpunkt eine Frisierkommode bildete, mit einem großen Kristallspiegel und unzähligen Dosen, Fläschchen, Kämmen und Spangen.

Auch Fräulein Lauschert verfügte über ihr separates Räumchen, das mit einem Vorhang aus glänzender Seide verschlossen gehalten wurde und nach dem Verwendungszweck wechselnde Namen erhielt. Es hieß »Das Theater«, wenn die Kindergärtnerin dort ein Puppenspiel vorführte. Sie nannte es »Die Universität«, wenn sie von ihrem Platz aus das Leben der Tiere und Pflanzen erklärte. Oder es wurde die »Gute Stube«, wenn sie ein Kind einlud, um mit ihm allein zu sprechen.

Bei Regenwetter ersetzte Fräulein Lauscherts Butze die freie Natur.

»Kommt her, wir setzen uns um die Quelle. Es ist ein warmer Tag, und die Sonne scheint«, sagte die Kindergärtnerin eines kühlen Vormittags, als es draußen in Strömen goss. »Ich erzähle euch die Sage vom Müllerssohn in einem unbekanntem Baum.«

Die Kinder nahmen ihre Kissen und setzten sich im Halbkreis darauf. Fräulein Lauschert nahm auf einem Hocker Platz, der die Gestalt eines Steinpilzes hatte.

»Wenn wir bei Sonnenaufgang hier an der Quelle loswandern und folgen dem Lauf des Poggenbaches, so kommen wir gegen Mittag an eine Gaststätte«, begann sie und zeigte mit dem Arm den Fluss entlang, der sich in der Vorstellung der Kinder nun quer durch den Gruppenraum schlängeln sollte. »Vor langer Zeit war die Gaststätte eine Wassermühle, die der reichste Müller der Gegend mit seinen drei Söhnen betrieb. Er war so wohlhabend, weil seine Mühle an diesem Bach stand, der das ganze Jahr über Wasser führte. Im Sommer, wenn die anderen Flüsse austrockneten, dann kamen die Bauern von weit her, um bei unserem Müller ihr Korn zu mahlen. Er wurde so reich, dass er seine Esel mit goldenen Hufeisen beschlug.

In einem Jahr aber ging es dem Poggenbach nicht besser als den anderen Flüssen. Er wurde so trocken, dass die Frösche in den Baumkronen Kühlung suchten. Der Müller vertröstete seine Kunden. Und weil sie immer gut bedient worden waren, ließen sie ihre Kornsäcke da. Die häuften sich bald an, bis sie die Fenster verstellten. Als es endlich stockdunkel in der Mühle geworden war, weil die Säcke bis unter das Dach gestapelt lagen, sagte der Müller zu seinen Söhnen: >Es geht nicht mehr so weiter. Macht euch auf und erkundet, wer sich dem Lauf des Wassers in den Weg gestellt hat. Kehrt nicht eher zurück, bis sich das Rad unserer Mühle wieder dreht!<

Mit dem ersten Tageslicht verließen die Brüder das Haus. Als die Sonne am höchsten stand, gelangten sie an die Öffnung im Berg, wo einstmals das Wasser reichlich hervorgesprudelt war, nun aber solche Trockenheit herrschte, dass die Blätter der Pflanzen zwischen den Fingern wie Glas zersprangen.

Bis Sonnenuntergang blieben die Brüder zusammen. Da sie keinen Rat fanden, beschlossen sie, auf Wanderschaft zu gehen, um bei klugen Meistern zu lernen. Sie reichten sich die Hand und gingen nach Osten, Süden und Westen den Berg hinab in die weite Welt.

Nach einem Jahr kehrten sie, wie sie es beschlossen hatten, auf den Hügel zurück.

Der erste Bruder war bei einem Mann in die Lehre gegangen, der die Kunst verstand, sein Auge tausendfach zu schärfen. Er erblickte im Weltenraum Sterne und Planeten, die sich den anderen Menschen verborgen hielten. Er tat einen Blick in die tiefsten Tiefen des Meeres. Und seine Instrumente besaßen die Kraft, in das Innere der Berge zu schauen.

>Meine Kunst wird uns sehr nützlich sein<, sagte der erste Bruder. Er nahm ein Rohr aus der Tasche. Das richtete er auf den Berg und sah hindurch.

Sogleich entdeckte er das Geheimnis: Ein großer Frosch saß auf der Quelle und verstopfte sie mit seinem fetten Leib.

Der zweite Bruder hatte bei einem tüchtigen Bergmann gelernt. Der lehrte ihn, wie man die Berge öffnen und zu glänzenden Metallen und Edelsteinen vordringen kann.

>Mein Handwerk ist nicht schlechter<, sagte er. Mit aller Kraft hieb er seine Kreuzhacke in den Boden, bis sich der Berg unter Ächzen und Stöhnen auftat und den Weg zu dem feindseligen Tier freigab.

Nun kam die Reihe an den dritten Bruder. Der aber war lange durch die Welt gewandert, ohne sich nach einem Meister umzusehen. Bis er endlich einem Mann begegnete, der sein Handwerk statt in einer Werkstatt am Waldesrand betrieb. Er saß im Gras, hielt einen Stock in der Hand und drehte ihn vor seinen Augen hin und her. Von Zeit zu Zeit schlug er mit dem Messerknauf auf die Rinde, um sie vom Holz zu lösen. Er war ein Flötenbauer.

Diese sitzende Arbeit im Schatten gefiel dem Wanderer besser als das Säcke schleppen die steilen Mühlenstiegen hinauf. So blieb er und sah dem Mann bei seiner Beschäftigung zu oder lauschte dem Flötenspiel.

>Ich beherrsche eine besondere Kunst<, prahlte er nun vor seinen Brüdern. >Ich kann Flöten schnitzen. Mit einem Messerknauf klopfe ich die Rinde vom Holz. Ich schneide eine Kerbe und schnitze das Mundstück. Dann spiele ich und gewinne Gewalt über alles Lebendige. Wenn dieser Frosch die ersten Töne vernimmt, rutscht er von der Quelle herunter und beginnt einen Tanz. Das Wasser fließt, unser Mühlrad daheim kommt wieder in Gang.<

Die Brüder freuten sich sehr und baten ihn, nicht länger seine Kunst zu verbergen und mit der Arbeit zu beginnen.

Damit sie keine Zeit versäumten, gingen sie selbst in den Wald und holten Zweige herbei, die der Bruder in immer neue Flöten verwandelte. Aber sooft er sie auch an die Lippen nahm und Töne hervorbrachte, allen fehlte die versprochene wunderbare Kraft.

Es wäre das falsche Holz, tadelte der Flötenschnitzer seine Brüder und schickte sie zurück. Zuletzt ging er selbst in den Wald.

Nachdem er lange gesucht hatte, sah er vom Waldrand aus einen Baum in den Wiesen

stehen. Er ging auf ihn zu. Diesen hatten die Brüder vergessen. Er kletterte in die Krone und nahm sein Messer heraus, um aus dem Holz dieses unbekanntes Baumes eine Flöte zu bauen. Aber er hatte sein Handwerk schlecht gelernt. Die rissige Rinde zersprang, ehe sie sich löste. Immer wieder musste er von vorn beginnen.

Die Brüder warteten indessen. Zu jeder vollen Stunde traten sie vor den Berg und horchten, ob ein Flötenspiel zu vernehmen war. Nach drei Tagen und drei Nächten war ihre Geduld erschöpft. Ihr Bruder wäre ein Maulheld und weiter nichts, sagten sie. Sie verschlossen den Eingang und wanderten wieder in die Welt hinaus.

Den Bruder ließen sie zur Strafe in der Krone des Baumes zurück. Dort sitzt er bis heute und versucht, mit seinem Messerknauf die knorrige Rinde vom Holz zu trennen.

Wenn einer ein gutes Ohr hat und ganz leise ist, kann er hören, wie es in den Zweigen pocht.«

Nachdem die Kindergärtnerin die Sage erzählt hatte, erhob sie sich und schaute die Kinder nacheinander an.

»Was meint ihr?«, fragte sie und lächelte. »Ob wir auch solch einen Müllerssohn in unserer Gruppe haben?«

*** Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Meissner/Floete/floete.htm> ***

Martin Meißner



Geboren 1943 in Lockstedt bei Klötze – Altmark. Nach dem Abitur und dem Studium in Leipzig Fachlehrer in Diesdorf/Altmark, Burg bei Magdeburg und Klötze. Für Meißners literarische Arbeiten ist besonders seine langjährige Erfahrung als Lehrer an einer Sonderschule von Bedeutung. Bis zu seinem Ruhestand unterrichtete Meißner an der Förderschule für Lernbehinderte Klötze. Außerdem arbeitete er als Bohrarbeiter, Binnenschiffer, Landarbeiter, war freischaffender Schriftsteller, stellvertretender Bürgermeister der Stadt Klötze und Sozialamtsleiter. Er ist verheiratet und hat vier Kinder.

Bibliografie

Die Pferdediebe von Seberitz, Kinderbuch, 1972, Berlin, Kinderbuchverlag

Die Schlacht auf dem Kapaunsee, Kinderbuch, 1974, Berlin, Kinderbuchverlag

Allein über den Fluss, Kinderbuch, 1982, Berlin, Kinderbuchverlag

Manuel und der Waschbär, Kinderbuch, 1983, Berlin, Kinderbuchverlag (und 1995, Magdeburg, Verlag Blaue Äpfel)

Flammenvogel, Kinderbuch, 1984, Berlin, Kinderbuchverlag

Die Flöte mit dem Wunderton, Kinderbuch, 1987, Berlin, Kinderbuchverlag

Quasselzweig Luise, Kinderbuch, 1995, Magdeburg, Verlag Blaue Äpfel

Was Nonnemann in der Hose hat, Satiren, 2001, Oschersleben, dr.ziethen verlag

Lena oder Einen Bullen beißt man nicht, Jugendbuch, 2002, Halle projekte verlag

Eine Cola für ein Kaiserreich, Kinderbuch, 2003, Halle projekte verlag

Die Entdeckung des Nichts, Erzählungen, 2008, Halle, projekte verlag

Blutholz, Kriminalroman, 2011, Kremkau, Block-Verlag

Angebote für Lesungen:

Kindergarten, 1. und 2. Klasse: Quasselzweig Luise, Entstehung eines Buches

3. - 4. Klasse (auch 4.- 6.Klasse Sonderschule): Manuel und der Waschbär

7. - 9. Klasse: Lena oder Einen Bullen beißt man nicht

Erwachsene (auch 11. - 12. Klasse): Was Nonnemann in der Hose hat, Die Entdeckung des Nichts, Blutholz (Kriminalroman)

E-Books von Martin Meißner

Allein über den Fluss

Mut muss man haben. Das allein zählt. Soweit ist sich Heino sicher. Aber weiter weiß er nicht. Dabei ist er wirklich kein Feigling. Und doch: als es drauf ankam, hat er versagt. Da war die Angst größer als er, hat ihn besiegt. Heino ist wütend. Auf sich. Aber auch auf den Fluss, der des einen Freund, des anderen Feind ist. Genauso, wie es die alten Sagen der Schiffer berichten.

Blitzard

Wie sich beim ersten Wettfliegen der Sporttauben zeigt, ist dies ein guter Name für den Täuber. Um so schrecklicher ist deshalb die Entdeckung, als Blitzard eines Tages nicht mehr im Schlag ist. Hinzu kommt die verwirrende Erkenntnis, dass immerhin fünf Personen ein Motiv hatten, die Taube zu stehlen. Wer also war der Dieb? Und wird Volker seinen Täuber lebend wiederfinden?

Die Feuerfontäne

El Campo, sein sowjetischer Kollege Jegor Iwanowitsch und andere Spezialisten bohren nach Erdgas. Die Einwohner Holligaus beobachten das lärmende Treiben der einziehenden Technik anfangs nicht gerade wohlwollend. So hat es der Junge Lüder Belling nicht leicht. Einerseits möchte er die lieb gewordenen Flecken um Holligau — vor allem die Reiherkolonie — vor den rauen Bohrleuten schützen. Andererseits: diese Fremden wollen ebenso wie Lüder und Vater Hotopp den einäugigen Riesen vom Buerkamp bezwingen.

Die Flöte mit dem Wunderton

Diesmal aber hat Sebastian Angst. Er bangt um seine kleine Igelfamilie, die er schon seit einiger Zeit beschützt. Ein riesenhafter Hund steht vor den fünf stacheligen Kugeln und greift die merkwürdigen Gegner immer wütender an. Sebastian fürchtet um das Leben seiner Schützlinge, denn er weiß nicht, wie lange Igel sich auf diese Weise einrollen können. Und da besinnt er sich auf seine Flöte mit dem Wunderton ...

Die Pferdediebe von Seberitz

In der freien Zeit graste das Pferd Luci draußen auf der Koppel. Dann durften die Kinder auf ihm reiten. Fünf mit einem Mal, so stark und gutmütig war das Tier. Auch Kunststücke machte es bereitwillig mit.

Das änderte sich aber, als die Bauern der landwirtschaftlichen Genossenschaft Traktoren und große Erntemaschinen anschafften. Luci wurde arbeitslos und sollte verkauft werden.

Eines Nachts aber war Luci verschwunden. Große Aufregung im Dorf!

Die Schlacht auf dem Kapaunsee

Einmal im Jahr stehen sich die Jungen der beiden Dörfer gegenüber, um sich mit Trögen und Holzfässern auf dem Wasser des Kapaunsees zu bekämpfen. Hundert Jahre und mehr ging das schon. Aber dieses Jahr soll es keine Schlacht geben.

Flammenvogel

Im Mittelpunkt dieser Erzählung steht der Hilfsschüler Henrik, der wegen seiner Geschicklichkeit und Hilfsbereitschaft überall geschätzt wird. Über seine Zugehörigkeit zur Hilfsschule hat er nie ernsthaft nachgedacht, bis er Anne kennenlernt. Henrik beginnt bewusster auf seine Umwelt zu reagieren. Die herablassenden Bemerkungen mancher Erwachsener kränken ihn tief. Anne soll nicht wissen, dass er in die Hilfsschule geht. Als sie ihn eines Tages nichts ahnend mit einer Bemerkung verletzt, zieht er sich zurück. Er sucht die Einsamkeit in der Natur, beobachtet den Rotmilan, den Flammenvogel, der am Himmel seine Kreise zieht. Doch auch dieser lebt nicht für sich allein.

Manuel und der Waschbär

Dem freundlichen Sprachheillehrer gelingt es nicht, Manuels Vertrauen zu gewinnen, so sehr er sich auch bemüht. Der Junge lässt sich kein Wort entlocken. Doch eines Tages bricht er sein Schweigen und fragt den Lehrer, ob er auch die Sprache der Tiere beherrscht.

Weitere Informationen unter www.ddrautoren.de